

Erfahrungsbericht über den Aufenthalt meines Mannes in der BHD-Klinik Hessisch Oldendorf

Mein Mann erlitt einen Schlaganfall mit Blutungen im Kleinhirn. Er wurde an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) noch am selben Abend operiert und erhielt dort einige Tage später einen Shunt, weil sich das Hirnwasser nicht selbständig resorbierte. Außerdem bekam er eine Lungenentzündung und musste vier Wochen auf der Intensivstation versorgt werden.

Ich besuchte ihn dort jeden Tag und baute einen engen Kontakt zu Ärzten und Pflegepersonal auf. Der Zustand meines Mannes war in diesen Wochen häufig kritisch, aber zu unser aller Überraschung und Freude stabilisierte er sich und konnte in eine Reha-Klinik verlegt werden. Die BDH-Klinik Hessisch Oldendorf lag für uns am günstigsten und ich freute mich sehr, dass er dorthin kam.

Ich fuhr zur BDH-Klinik in Hessisch Oldendorf, um dort auf meinen Mann, der mit einem Krankenwagen direkt aus der MHH gebracht wurde, zu warten. Wie würde er den Transport und die Fahrt überstanden haben?

Als er endlich gegen 12.30 Uhr müde und erschöpft ankam, wurde er auf Station 2 gebracht. Ich dachte, er käme sofort auf sein Zimmer und könne sich ausruhen, aber weit gefehlt. Da organisatorische Dinge im Vorfeld noch geregelt und nach ärztlicher Aufnahme eine andere Station gewählt werden musste, verzögerte sich die Unterbringung meines Mannes.

Ich fühlte mich hilflos, kannte keinen und mir schien, dass alle Schwestern und Pfleger der Station auf dem langen Gang sehr beschäftigt waren und niemand für uns zuständig war.

Schnellstens musste eine Umverlegung eines Patienten der Station 1 organisiert werden, um meinen Mann auf dieser Station unterbringen zu können.

Nach etwa einer Stunde bezog mein Mann „sein neues Zuhause“. Er teilte ein 2-Bett-Zimmer mit einem jungen Mann, der schon mehrere Monate in der Reha war. Wenn dieser auf dem Zimmer war, lief der Fernseher unentwegt. Mein Mann dagegen wollte nichts als seine Ruhe..... Er war von den zwei schweren Operationen noch stark beeinträchtigt, sein Tag-Nacht-Rhythmus war gestört, er wollte nur weg nach Hause, musste deshalb fixiert werden und war, genau wie ich, von der Gesamtsituation hoffnungslos überfordert. Von dem schützenden Kokon der Intensivstation, wo immer jemand da war, der aufpasste und einem zur Seite stand, waren wir in einem fremden Kosmos gelandet, wo wir niemanden kannten und wo uns niemand kannte.

Als ich endlich eine Schwester fand, die für meinen Mann zuständig war, bekam ich einen Satz an den Kopf geworfen, den ich heute noch im Ohr habe: „Geben Sie Ihrem Mann und uns Zeit, mindestens fünf Tage, damit wir uns besser kennenlernen und uns aneinander gewöhnen können.“

Ich verstand gar nicht, was sie meinte und war nur frustriert von dem forschenden Umgangston, in dem mein Mann und die anderen Patienten aufgefordert wurden, selbst Dinge zu tun, die mir unmöglich erschienen....Natürlich ging es meinem Mann am Anfang schlechter, als in der MHH, er war desorientiert, aggressiv und unglücklich.

Er mochte seinen Zimmergenossen nicht – was auf Gegenseitigkeit beruhte – und wenn ich zu Besuch kam, musste ich mir laufend seine Beschwerden anhören. Nach 12 Tagen wurde mir mitgeteilt, dass mein Mann ein anderes Zimmer bekäme: ein Einzelzimmer gegenüber dem Schwesternzimmer! So hatte er seine Ruhe und die Schwestern konnten ihn, besonders nachts, besser im Auge behalten. Ich erfuhr von der diensthabenden Schwester auf meine Frage hin, dass sie es zum Wohle aller Beteiligten so geregelt hätte. Ich bin ihr noch heute sehr dankbar dafür. Das Alleinsein half meinem Mann sich zurechtzufinden und ich konnte länger bei ihm bleiben, ohne einen anderen Patienten zu stören.

Leider bekam mein Mann dann eine Durchfallerkrankung und musste, anstatt langsam mobilisiert zu werden (ich träumte schon vom Rollstuhlschieben) wieder liegen. Er hatte aus der MHH einen Dekubitus mitgebracht, der durch das Liegen natürlich auch nicht besser wurde. Kurz: mir schien, als mache er ständig Rückschritte.

Pflegepersonal und Ärzte waren sehr bemüht ihm zu helfen, bald war der Durchfall überstanden, der zentrale Venenkatheder, sowie der Blasenkatheder konnten entfernt werden.

Ganz langsam ging es ein wenig aufwärts, aber das Essen schmeckte meinem Mann nicht, er musste in der Physiotherapie, Ergotherapie etc. Dinge tun, zu welchen er keine Lust hatte und zu denen er sich nicht gewachsen fühlte.

Außerdem war da ja immer jemand, der ihm sagte, was er zu tun hatte, z. B. wurde er zur ausreichenden Flüssigkeitsaufnahme animiert.

Ich kam weiterhin jeden Tag (35 Minuten mit dem Auto) und musste mir seine Klagen und Beschwerden anhören und begann die Schwester und Pfleger zu bewundern, die mit gleichbleibender Geduld und guter Laune auch den schwierigsten Patienten immer wieder gut zuredeten, ihnen das Essen anreichten, nach Getränkewünschen fragten und sie ständig ermunterten, so viel wie möglich selbst zu tun.

Als ich nach 3 Wochen darum bat, in die Körperpflege meines Mannes eingewiesen zu werden, um das dann zu Hause selbst übernehmen zu können, bekam ich große Unterstützung des Personals und durfte nun schon morgens um 7.30 Uhr kommen.

Mein Mann war immer noch schlecht gelaunt und mürrisch, kommandierte mich herum und bedankte sich selten. Nachdem ich einen „mittelschweren Nervenzusammenbruch“ bekam, gab ich ihm zu verstehen, ich könne das so nicht mehr aushalten. Wir wollten ihm doch alle nur helfen, aber unter diesen Umständen war ich überfordert.

Das war nach etwa 4 Wochen hier auf der Station 1 der Wendepunkt.

Mein Mann hatte viel Zeit zum Nachdenken, es ging ihm körperlich langsam besser. Die Therapien zeigten erste Erfolge, er konnte sich besser konzentrieren und zuhören. Mein Mann begann sich wieder für andere Menschen zu interessieren. Er sprach mit dem Personal und bedankte sich für Hilfeleistungen. Er unterhielt sich viel mit mir und machte mir zuliebe bestimmte Sachen, deren Sinn er nicht einsah. Z. B. Mittag zu essen, obwohl es ihm nicht schmeckte, ausreichend zu trinken, obwohl er keinen Durst hatte, das Gehen am Rollator und am Stock zu üben, obwohl es ihn erschöpfte.....

Damit setzte ein Prozess ein, der mir half, wieder Mut zu fassen. Durch meine täglichen Besuche, mein Bedürfnis Anteil an seiner Pflege zu haben, gab ich ihm emotionale Sicherheit. Er spürte, dass ich ihn nicht im Stich lassen würde, egal wie krank er sei. Ich empfand es als sehr angenehm, dass die Klinik mir durch das offene Besuchsangebot und die Einbeziehung der Angehörigen diese Teilnahme ermöglichte. Ich lernte Schwestern und Pfleger besser kennen und ihre professionellen und gut gemeinten Ratschläge anzunehmen.

Es war auch für mich ein langer Weg, aber dann, 11 Wochen nach unserer Ankunft, fühlten wir uns hier beide wohler.

Es ging meinem Mann von Tag zu Tag ein wenig besser, das Therapieprogramm war erfolgreich, er wurde immer selbständiger und suchte Kontakt zu anderen Patienten und zum Pflegepersonal. Er war stolz auf sein erstes, in der Ergotherapie selbstgeflechtes Körbchen für Croissants.

Ich durfte weiter jeden Morgen kommen und freute mich nicht nur auf meinen Mann, sondern auch auf das Personal des Frühdienstes, das freundliche „Guten Morgen“, die positive Stimmung auf dem Flur und die netten Gespräche mit den Schwestern, Pflegern und dem Reinigungspersonal.

Es war wunderbar mitzuerleben, wie viele Fortschritte auch andere Patienten machten, die man täglich auf der Station traf. Man freute sich, wenn jemand mit Rollator statt mit Rollstuhl in den Speiseraum kam, wenn die ersten Schritte mit und später ohne Stock auf dem Flur geübt wurden, wenn die Lebensfreude zurückkehrte und die Patienten auf die Freundlichkeit und die Scherze des Personals reagierten.

Ich glaube, dass es ganz wichtig ist, als Angehöriger eines Patienten in der Reha, Geduld zu haben. Ich musste lernen, mich den Regeln der Klinik unterzuordnen. Diese Regeln bestehen zu Recht, was ich jetzt erkennen kann. Man muss Geduld haben und Vertrauen in die Kompetenz des Fachpersonals setzen.

Das mag einem am Anfang schwer fallen, aber ich habe selbst erfahren, dass es sich auszahlt. Es hilft bei der Genesung des Patienten entscheidend mit und das ist alles was zählt!

Sigrid Dubuc